

Er schob die kleine Oeffnung in der Thür wieder zu und ging. Seinen Schritt hörte ich im Innern des Hauses sich langsam entfernen; er sann wohl im Gehen darüber nach, was er zu sagen und zu thun habe.

Was ich wollte? es war wenig. Es war, wenn man will, fast nur der Strohalm des Ertrinkenden. Es war fast nur ein psychologisches Problem, das ich mir stellte. Ich wollte nichts als dem Grafen Vorstellungen der Vernunft machen.

Sie waren ihm schon so viel gemacht, alle dem Wahnsinnigen vergeblich!

Ja, aber sie waren ihm nur gemacht von seiner täglichen, gewöhnlichen Umgebung; diese war ihm zur Gewohnheit geworden. Der alte Geistliche war zwar da gewesen, aber der Graf hatte ihn nicht zu Worte kommen lassen, und der Geistliche hatte keinen energischen Versuch gemacht, zu Worte zu kommen.

Wenn ich jetzt zu ihm kam, zudem plötzlich, ein paar Minuten vorher noch von ihm völlig unerwartet, in der von aller Welt gefürchteten Stellung des Criminalrichters, vielleicht, freilich nur vielleicht, machte das doch auf ihn

einen Eindruck, der, richtig benutzt, seine weiteren Früchte tragen konnte.

Ein paar Minuten vor der Entfernung des alten Dieners hatte ich auf der andern Seite des Schlosses ein Geräusch gehört, das näher kam. Ich hatte bald das Rollen eines Wagens unterschieden.

Gleich, nachdem der Diener mich verlassen hatte, kam eilig einer der beiden Gensdarmen zu mir heran. Er meldete mir, daß soeben eine herrschaftliche Equipage in der Nähe angehalten habe, und daß ein Herr und eine Dame ausgestiegen seien, ihren Weg um das Schloß herum genommen hätten und wahrscheinlich in dieses hineingehen wollten. Sein Kamerad sei ihnen gefolgt, um zu sehen, wo sie bleiben; er sei hierher geeilt, um mir die Meldung zu machen.

„Sie haben die Ausgestiegenen nicht gekannt?“ fragte ich ihn.

„Sie waren mir völlig fremd.“

„Hörten Sie sie sprechen?“

„Sie sprachen leise mit einander; ich verstand sie nicht.“

„Sind Sie und Ihr Kamerad von Ihnen gesehen?“

„Nein —“

Wer konnte um diese Zeit, gerade jetzt in das Schloß wollen? Ich hatte eine Ahnung. War sie richtig, so drohte die Lage von Neuem schwierig, immer schwieriger zu werden.

Vor Allem mußte ich die Angekommenen hindern, in das Schloß zu gelangen.

Sie waren auf dessen andere Seite gegangen. Hatten sie keine Verbindung im Schlosse, so mußten sie dennoch, um Einlaß zu erhalten, zu dem Pfortchen kommen, vor dem ich stand. War im Innern Jemand mit ihnen einverstanden, so konnten sie durch andere Eingänge, namentlich durch die, in den kleinen Schloßgarten führende Thür hineingelangen.

Als ich ihnen entgegen gehen wollte, naheten sie sich schon der Stelle, wo ich mit dem Gensdarmen stand, eine große, dem Anscheine nach magere Dame und ein Herr von mittlerer Größe. Sie waren in dunkler Reifekleidung, der Herr schien mir eine militairische Haltung zu haben. Mehr konnte ich in der Finsterniß nicht unterscheiden. Der Herr führte die Dame.

Sie naheten sich schweigend.

Ich trat ihnen entgegen. Der Gensdarm mußte zurückbleiben.

Sie stutzten und blieben stehen; hatten also keine Ahnung von meiner und meiner Begleiter Anwesenheit.

„Zu wem wünschten Sie hier?“ fragte ich.

Ich sah, wie der Herr mich von oben bis unten maß.

„Wer gäbe Ihnen ein Recht zu der Frage,“ sagte er dann sehr vernehm.

„Mein Amt,“ erwiderte ich. „Ich bin Criminalrichter.“

Die Dame fuhr heftig zuckend zurück. Auch der Herr machte unwillkürlich eine Bewegung, und er hatte nicht sogleich eine Antwort.

Meine Ahnung war die richtige gewesen. Unterdeß hatte ich auch die Beiden näher betrachten können; ihre Gesichtszüge waren trotz der Dunkelheit mehr hervorgetreten.

Die Dame hatte ein ältliches, mageres, blaßes Gesicht, große, dunkle, tiefliegende Augen. Der Herr war ein junger, hübscher — frischer Mann; er hatte wirklich eine militairische Haltung.

Aber welche Schritte hatte er jetzt weiter zu thun? In dem Schlosse war ein Mord verübt, an dem armen Fräulein Marie, ein Giftmord. Wer konnte, wer mußte der Mörder sein? Welche Pflichten hatte ich im Namen der Gerechtigkeit gegen den Mörder?

Aber waren das nicht spätere Fragen? In diesem Augenblicke handelte es sich nur um Rettung, um Rettung der eigenen Tochter der Einen, der Braut des Anderen, die vor mir standen, zu deren Rettung sie selbst Beide unzweifelhaft hier waren.

Und dennoch, ich war auch, ich war zugleich Straf-richter.

Der junge Mann hatte sich von seiner augenblicklichen Verwirrung erholt.

„Sie sind vermöge Ihres Amtes hier?“ fragte er. Er fragte nicht mehr vornehm.

„Ja, mein Herr,“ antwortete ich ihm.

„Und Sie haben Geschäfte hier im Schlosse?“

„Ja.“

„Darf ich fragen, in welcher Veranlassung?“

Ich glaubte die Dame an seinem Arme zittern zu sehen. Sie hatte noch kein Wort gesprochen. Wie hätte sie es auch gekonnt? Ich mußte dennoch, um so mehr mit ihr sprechen.

„Sie werden es erfahren,“ antwortete ich dem jungen Manne.

Dann wandte ich mich an die Dame.

„Ich habe die Ehre, die Frau Baronin von Mühlen vor mir zu sehen?“

„Ich bin die Baronin von Mühlen,“ antwortete mir eine angeklebte Stimme, die Kraft zu gewinnen suchte.

„Die Schwester des Herrn Grafen Bohwinkel?“

„Der Graf Bohwinkel ist mein Bruder.“

„Und dieser Herr —?“ Ich wandte mich an den jungen Mann selber: „Sie, mein Herr, führen ebenfalls den Namen Graf Bohwinkel und sind Officier und ein Verwandter des Besitzers dieses Schlosses?“

„So ist es, mein Herr. Aber ich möchte Sie fragen —“

Er sprach wieder vornehm.

„Woher ich das Alles weiß?“ unterbrach ich ihn.

„Nicht das. Aber wer Ihnen ein Recht zu solchem Inquiriren giebt?“

„Eben mein Amt als Inquirent.“

„Gegen mich? Gegen uns?“

„Herr Graf, ein Inquirent pflegt zu fragen, aber nicht zu antworten. Es ist das sein Recht und seine Pflicht. Indesß lassen Sie uns in diesem Augenblicke unsere Aufmerksamkeit auf einen anderen, dringenderen Gegenstand richten. Gnädige Frau, Sie sind hier, um Ihrer Tochter das Leben zu retten?“

„Sie wissen auch das, mein Herr?“

„Wie Sie hören. Darf ich um Ihren Plan, um Ihre Mittel bitten?“

„Mein Herr —!“

„Frau Barenin, ich bin zugleich zu demselben Zwecke hier. Noch ist er zu erreichen. Ihre Tochter lebt noch. Auch noch die andere Unglückliche.“

„Mein Herr, ich habe es nur mit meinem Bruder zu thun. Familienangelegenheiten sind keine Criminalsachen.“

Sie hatte nur diese Antwort. Ihre Stimme war wieder frei, sie war zugleich stolz. Die Dame hatte sich vollständig gefaßt. Sie über sah ihre Lage mir gegenüber und hatte jetzt nur diese im Auge. Sie selbst war sich näher, als ihre Tochter, daher durfte sie jetzt nur an sich denken und konnte keine gemeinschaftliche Sache mit mir

machen. Was hätte da zu meiner Kenntniß kommen müssen? Sie mußte mich zu beseitigen suchen, wie ich sie zurückhalten wollte. Sie mußte zu dem Zwecke zuerst, von vorn herein, mir zu imponiren suchen.

So las ich schnell in ihrem Innern. In welches entsetzliche Innere blickte ich dabei, wenn ich Recht hatte! Ich mußte klarer wissen, ob ich es hatte. Ich mußte ihr zugleich entschieden entgegentreten.

„Gnädige Frau,“ erwiderte ich ihr kalt auf ihre stolzen Worte, „der Criminalrichter hat andere Erfahrungen. Die schwersten Verbrechen sind leider nur zu oft empörende Unthaten in der eigenen Familie.“

„Sie machen Ihre Erfahrungen in der niedrigen Masse des Volkes,“ sagte sie noch stolzer.

„Jene am wenigsten,“ entgegnete ich ihr. „Auch hier in diesem Schlosse.“

„Wie, mein Herr?“

„Sie fürchten für das Leben Ihrer Tochter, Frau Baronin. Darum sind Sie hier.“

„Mein Bruder ist ein Unglücklicher!“

„Ein sehr Unglücklicher! Gewiß. Besonders seitdem ein ihm sehr theures Wesen unrettbar dem Tode entgegen-eilen muß.“

„Es hat seinen traurigen Zustand verschlimmert.“

„Darf ich fragen, gnädige Frau, in welcher Beziehung

die arme Sterbende in diesem Schlosse zu Ihrem Bruder steht?" —

„Mein Bruder hat mir keine Mittheilung darüber gemacht.“

„Ich habe gehört, sie sei die Tochter eines niedrigen Bauern?“

„Ich habe ihren Vater nicht gekannt.“

„Eines erschossenen Insurgenten zudem?“

Das stolze, harte, verhärtete Weib hatte doch nicht gleich eine Antwort.

„Und wie Ihr Bruder, der Herr Graf, den Vater erschießen sah, so muß er jetzt auch die Tochter sterben sehen. Sie muß in seinen Armen, an seinem Herzen sterben. Er wollte sie wohl anders in seine Arme halten, an sein wundes Herz drücken, damit sie es heilen solle. Es sollte nicht so kommen. Eine Hand, eine entsetzliche Hand sollte sich dazwischen legen. Die Hand des Todes, gnädige Frau.“

Ich hatte sie getroffen. Wie ihr Gesicht bleicher werden mochte, wie ihre Augen angstvoll umherstarrten, wie sie vergeblich nach Fassung rang, das Alles konnte ich in der Dunkelheit nicht wahrnehmen. Aber wie sie heftig zitterte, das sah ich deutlich und nach einem Worte, nach einem einzigen Worte suchte sie vergeblich.

Ich hatte auch etwas Anderes getroffen.

Der junge Officier hatte plötzlich den Arm der Dame

losgelassen. Er starrte sie an; ja, wie fein auf einmal bleich gewordenes Gesicht wie entsetzt auf ihr haftete, das sah ich trotz der Dunkelheit der Nacht deutlich. Eine furchtbare Ahnung mußte ihn ergriffen, meine Worte mußten ein schreckliches Licht in ihm angezündet haben.

„Mein Gott!“ hörte ich ihn leise in sich hineinrufen.

Dann stand er schwankend da. Er hatte etwas vor, doch konnte er zu keinem Entschlusse gelangen.

Der alte John war zurückgekehrt.

Er schob nicht wieder den Schieber in der Thür zurück, sondern öffnete diese und trat in sie hinein.

Wollte er mich in das Haus führen? Hatte gar der Graf ihm die Erlaubniß, den Auftrag dazu gegeben?

Er erschrak, als er meine neue Gesellschaft, die beiden Verwandten seines Herrn sah. Er erkannte sie. Sie am wenigsten mußte er erwartet haben.

Ich trat zu ihm heran.

Die Dame und der Officier folgten mir in der ersten Verwirrung, in der sie noch waren, nicht.

„Was haben Sie mir zu bringen?“ fragte ich den alten Diener.

„Ich darf Sie einlassen.“

„Mit meinen Leuten?“

„Sie dürfen mitnehmen, wen Sie wollen. Aber wenn ich Sie bitten darf, so kommen Sie ganz allein. — Doch,

ich sehe den jungen Herrn Grafen da. Seine Anwesenheit könnte nützlich werden. Nehmen wir ihn mit.“

„Nicht auch die Frau Baronin?“ fragte ich ihn.

„Nein, nein!“ rief er hastig.

Schnell hatte ich mich entschlossen.

„Ich werde Ihnen mit dem Grafen folgen,“ sagte ich.

Er ging zu der Dame und dem jungen Officier, die zurückgeblieben waren.

Ich begab mich vorher zu meinen, in weiterer Entfernung stehenden Leuten, theilte ihnen mit, daß ich allein in das Schloß gehen werde, und wies sie an, hier auf meine Rückkehr zu warten.

Als ich dann wieder an dem kleinen Pfortchen anlangte, standen der Diener und der junge Officier schon wartend auf mich da.

Die Frau von Mühlen sah ich nicht mehr; sie mußte sich rasch entfernt haben. Zu ihrem Wagen zurück? Was hatte so schnell ihren Willen ändern können? Meine Worte? Oder hatte der Diener ihr Mittheilungen gemacht? Oder hatte gar der junge Graf, ihr eigener Verwandter, ihr künftiger Schwiegersohn, aus jenem ahnenden Innern zu ihr gesprochen? Sie kümmerte mich in diesem Augenblicke nicht weiter.

Der alte Sohn führte den Officier und mich in das Schloß, hinter uns das Pfortchen, durch das wir eingetreten waren, verschließend.

Wir waren in einem völlig dunklen Raume.

John nahm etwas aus dem Fenster, es war eine kleine verschlossene Laterne. Er öffnete sie. Wir standen in dem Scheine eines hellen Lichtes, das in ihr brannte.

Es war wohl dieselbe Laterne, die in der vergangenen Nacht dem Geistlichen geleuchtet hatte.

Ich betrachtete den jungen Officier an meiner Seite genauer. Es war eine schöne Gestalt, ein aristokratisches, edles, braves Gesicht. Ein tiefer Gram lag in seinen Zügen.

Ich sah mir auch den alten John an. Auch sein Gesicht zeigte Bravheit, erweckte Vertrauen, wie grau, verwitbert und hart es aussah. Es kam mir wie so ein echtes, ehrliches und muthiges Unterofficiersgesicht vor.

In der Halle, in der wir uns befanden, mündete ein langer Gang. Man konnte in dem Scheine der Laterne sein Ende nicht absehen. Es war wohl wieder der nämliche Gang, den in der Nacht vorher der Geistliche hatte durchschreiten müssen; wir waren nur an seinem andern Ende.

Der alte Diener führte uns hinein.

„Was haben Sie mit dem Grafen gesprochen?“ fragte ich ihn im Gehen.

„Ich meldete ihm sofort Ihre Ankunft; es schien mir das beste zu sein.“

„Auch den Zweck meines Hierseins?“

„Er wußte, er errieth ihn.“

„Und er gestattete sofort mein Eintreten in das Schloß?“

„Ich solle Sie zu ihm führen, befahl er mir, er wolle mit Ihnen sprechen. Er befahl mir das sogleich, nachdem er sich nur kurz besonnen hatte.“

„Sagte er Ihnen weiter nichts?“

„Nein.“

„Sie sprachen den Wunsch gegen mich aus, allein zu kommen, ohne meine Leute.“

„Ich dachte, der Herr Graf würde lieber mit Ihnen allein kommen.“

„Und zu welchem Zwecke begleitet uns der junge Graf?“

„Der Herr Graf liebt ihn. Es wird ihm wohl thun, ihn gerade jetzt hier zu wissen.“

„Sie wissen nicht, was der Graf mit wird sagen wollen?“

„Er sprach kein Wort darüber.“

„Sie haben auch keine Vermuthung?“

„Gar keine.“

Die Antworten des alten Dieners waren kurz; aber er schien nicht zurückzuhalten; es war ihm selbst wohl aber ein Räthsel, daß der Graf mich ohne Weiteres angenommen hatte, und er sann über die Lösung nach.

„Sie waren lange ausgeblieben,“ bemerkte ich ihm noch.

„Der Graf hatte sich eingeschlossen,“ antwortete er;

„er öffnete mir erst nach einer Weile.“

„Wo war er?“

„Bei der Kranken.“

„Und wie war sein Aussehen?“

Der alte Mann schüttelte traurig den Kopf.

„Er sah wie verstört aus, der Athem war ihm kurz und heiß. Was giebt's? fragte er mich schnell. Als ich dann Sie angemeldet hatte, sah er einen Augenblick still vor sich hin und darauf sagte er: Führe den Herrn in den braunen Saal.“

Ich hatte den Diener vorläufig nicht mehr zu fragen, und nachdem wir nicht lange in dem engen, nackten, gewölbten Korridor vorangeschritten waren, hatten wir, wie am Abend vorher der Geistliche, eine Treppe erreicht und gelangten durch diese in einen zweiten Gang, an eine dunkle, hohe, breite Flügelthür mit alterthümlichem Schnitzwerk. Ich sah es flüchtig in dem Scheine der Laterne.

Das war die Thür, durch welche der Geistliche zu der Kranken eingetreten war. Wir waren in der Nähe des Krankenzimmers, des Sterbezimmers der armen Marie.

Fünf bis sechs Schritte vor ihr, war rechts in der Mauer eine zweite Thür. Auch diese hatte der Geistliche gesehen.

An derselben machte unser Führer Halt.

Die tiefste Stille herrschte auch hier. Als wir standen, vernahm man keinen Laut. Doch, ich hörte ein wenig das Klopfen meines Herzens. Das Ungewöhnliche der Lage und des Augenblicks, das alte Schloß, der nackte, dunkle Gang, die unmittelbare Nähe des Todes, die Pforte und der Ausgang des schweren Verbrechens, vor dem ich stand, die Erwartung, was weiter kommen werde, selbst die tiefe Stille, die uns umgab, Alles hatte mich ungewöhnlich aufgeregt.

Der Criminalrichter soll freilich immer das Blut kalt, das Herz ruhig, den Kopf klar behalten.

Es währte auch nur einen Augenblick.

Der alte Sohn hatte leise die Thür geöffnet, vor der wir standen.

„Treten die Herren ein,“ jagte er fast flüsternd.

Vier Wachskerzen auf zwei großen silbernen Armleuchtern standen auf einem runden Tische in der Mitte und erhellten das Zimmer, in das wir traten.

Es war ein großes, viereckiges Gemach von alterthümlicher Einrichtung. Die Wände waren mit gewirkten, braunen Tapeten behangen. Der Fußboden war weiß und braun getäfelt. Die Decke bestand aus sich kunstvoll durchschlingender Stuckfaturarbeit.

Alterthümliche Sophas, Lehnstühle, Tische und große

Spiegel mit Goldrahmen waren der Einrichtung entsprechend.

Alles schien sehr kostbar zu sein.

„Wollen die Herren hier verziehen? Ich werde dem Herrn Grafen Ihre Anwesenheit melden,“ sagte der alte John und entfernte sich durch dieselbe Thür, durch die er uns eingeführt hatte.

Das Zimmer hatte außer dieser noch zwei Thüren. Eine links von ihr; sie mußte zu dem Zimmer der Kranken führen; eine andere jener ersten gegenüber.

In der Mauer gegenüber der Thür des Krankenzimmers befanden sich zwei Fenster. Vorhänge von schwerer, dunkler Seide saßen sie ein.

Die tiefste Stille herrschte auch hier. Ich hatte noch die Schritte des alten John sich entfernen hören; dann hatte ich gemeint zu hören, wie eine Thür geöffnet wurde. Seitdem war kein Laut mehr zu vernehmen gewesen. Auch nicht durch die Thür, die in das Krankenzimmer führen mußte. Ich hatte einen Augenblick hingehorcht; ich hatte nicht das leiseste Geräusch vernommen.

Ich hatte nur unwillkürlich hingehorcht. Wer mag sich dessen erwehren, in dem ersten Momente, da er an die Stille und an die Geheimnisse und Schauer eines Sterbegemaches herantritt?

Dann aber war ein Gefühl wie der Scham über mich

gekommen. Ich entfernte mich soweit ich konnte von der Thür, war dann an eins der Fenster in der entgegengesetzten Mauer getreten, und sah so in die dunkle Nacht hinaus.

Anfangs sah ich nichts, als eben das Dunkel der Nacht. Dann unterschied mein Auge. Das neue Schloß lag vor mir; ich blickte an seiner ganzen Fassade entlang. Sein hohes flaches Dach, mit den Statuen darauf, zeichnete sich von dem Nachthimmel ab.

Der große Prachtbau wollte in der Stille und Dunkelheit der Nacht mich fast gespensterhaft ansehen.

War nicht Alles hier so unheimlich? Und war ich nicht in der That an einem Orte des Verbrechens und des Schreckens?

Der Graf Bohwinkel, der junge Officier, war mir an das Fenster gefolgt.

Auch sein Gesicht trug den Ausdruck des Schreckens, einer schweren inneren Angst. Was meine Worte zu seiner Verwandten, zu jener entsetzlichen Frau, ihn hatten errathen lassen, wenige Worte des alten John mußten es ihm zur Gewißheit gemacht haben.

Er mußte den Druck, der auf ihm lastete, sich erleichtern.

„Herr Criminalrath,“ sprach er, fast wie bittend, „Sie werden die Todten hier ruhen lassen?“

„Ich bin zunächst nur hier, um ein Leben zu retten,“ antwortete ich ihm.

„Das wird jetzt meine Sorge sein,“ erwiderte er. „Mein Onkel liebt mich; er wird mich vor sich lassen und wird meinen Bitten nicht widerstehen.“

„Alsdann,“ sagte ich, „verfolgt der weltliche Strafrichter nur die lebendigen Schuldigen.“

„O, mein Herr,“ rief er, „und wie oft, mit den Schuldigen auch die Unschuldigen. Jeder Schritt, den Sie hier thun können, ist zugleich ein Dolchstich gegen meinen edlen und unglücklichen Onkel.“

„Und ist er ganz unschuldig?“ fragte ich.

„Mein Onkel schuldig an dem, was hier geschehen ist?“

Ich mußte ihm das Herz noch schwerer machen, als es ihm schon war. Ich konnte nicht anders. Eine tiefe Entrüstung, wenn man auch will, eine große Bitterkeit hatte sich meiner auf einmal bemächtigt.

„Nuch daran!“ erwiderte ich ihm. „Wer ist die Unglückliche, deren junges Leben noch in dieser Nacht einem schrecklichen Tode zur Beute fallen muß? — Sie können mir nicht antworten? Ich habe da in Ihnen einen Gedanken angeregt, an den Sie bisher noch nicht gedacht hatten! Und dieser Gedanke erschreckt Sie? Und Sie können ihn dennoch nicht von sich weisen? Sie, Herr Graf, wollten der Strafgerechtigkeit den Vorwurf machen,

daß sie mit dem Schuldigen nur zu sehr auch den Unschuldigen treffe. Aber wie viele Unschuldige der Verbrecher selbst unmittelbar in das Verderben, nicht einmal immer in sein eigenes Verderben, mit hineinzieht, das hatten Sie nicht bedacht. Die Sterbende in jenem Zimmer, kaum zwanzig Schritte von uns entfernt, ist sie nicht die Tochter des gefangenen Insurgenten, der hinter die Fronte des Regiments geführt und fusilirt wurde? Und was für eine That war dies? Und wäre sie ohne diese That aus ihrem ruhigen, einfachen Leben hinausgewiesen worden, um heute hier, fern von der Heimath, eine arme hülflose Waise, des elendesten Todes zu sterben?" —

Der junge Officier war erschüttert. Ich hatte in der That Gedanken angeregt, von denen er früher keine Ahnung gehabt hatte.

„Es war im Kriege,“ wollte er noch versuchen zu entschuldigen.

„Aber Kriegsgebrauch?“ sagte ich.

„Es waren Insurgenten.“

„Verfahren diese Insurgenten so mit ihren eigenen Gefangenen? Oder hat ein landesherrliches Kriegsheer das Vorrecht, weniger menschlich, grausamer zu sein, als Insurgenten?“

Er antwortete nicht.

„Aber wenn Sie wüßten,“ sagte er, „wieviel mein armer Onkel seitdem gebüßt und gelitten hat —“

„Ich weiß,“ unterbrach ich ihn, „ich kenne seinen beklagenswerthen Zustand.“

„Und mit welcher unendlichen Liebe und Sorge er sich der Tochter des unglücklichen Erschossenen angenommen hat!“

„Ich errathe es. Aber ist nicht das Ende aller seiner Liebe und Mühe ihr frühzeitiger schrecklicher Tod?“

„O, mein Herr, Sie sind ungerecht. Ich muß meinen Onkel vertheidigen —. Aber nein, ich könnte es nicht so, wie dieser treue Diener, der da eben zurückkommt. Er war Zeuge von Allem. Er soll Ihnen erzählen. John, komm näher, erzähle Du dem Herrn hier von all' der unendlichen Liebe meines Onkels zu der armen Marie, von seinem Unglück, von seinen Leiden.“

Der alte Diener war in das Zimmer zurückgekehrt. Sein Gesicht war von dem tiefsten Kummer erfüllt.

„Theilen Sie uns zuerst mit, was Sie bringen,“ sagte ich zu ihm.

Der alte Mann konnte vor Schmerz kaum sprechen.

„Ich komme von dem Lager eines sterbenden Engels,“ sagte er.

„Und Luitje?“ rief der Officier.

Das Fräulein von Mühlen, seine Verwandte und seine Braut, hieß ja.

„Fräulein Marie hat für Sie, so rührend; es mußte einen Stein erbarmen,“ sagte der Diener. „Es erbarmte

auch den edlen Herrn. Ich hatte ihm gesagt, daß Sie hier seien, daß er schon daraus ihre Unschuld entnehmen müsse. Die Sterbende trat für die Unschuld der Fräulein Luise ein. Er widerstand nicht mehr. Sie können zu Ihrer Fräulein Braut gehen. Die Zimmer stehen offen, Sie kennen sie. Der Herr Graf wünscht nur, daß Sie Beide in der heutigen Nacht nicht abreisen möchten."

Der junge Officier stürzte aus dem Zimmer.

„So ist, für diesen Augenblick wenigstens, auch meine Mission hier zu Ende," sagte ich zu dem alten Diener.

„Der Herr Graf wünscht dennoch, Sie zu sprechen," erwiderte er.

„Zu welchem Zwecke?"

„Er sagte es mir nicht. Ich solle Sie nur bitten, einige Augenblicke auf ihn zu warten, er werde gleich hier sein."

Ich war bereit zu warten.

„Aber erzählen Sie mir unterdeß von dem Grafen und der Sterbenden," bat ich den Diener. „Sie haben gehört, wie auch der junge Graf es wünschte."

„Und ich kann es, gerade in ihrer Sterbestunde. Sie war immer ein Engel, und wie hat der arme Graf sie geliebt!"

„Daß sie die Tochter eines erschossenen Insurgenten ist, wissen Sie?"

„Ich weiß auch, wie dieser Insurgent erschossen wurde.“

„Es war eine traurige Geschichte. Ich war dabei.

Das Herz blutet mir noch, wenn ich daran zurückdenke. Aber mein armer Herr hatte damals schon den unglücklichen Schuß erhalten. Da war ihm manchmal der Verstand verwirrt. So auch, als der Mann erschossen wurde. Darum konnten keine Bitten und keine Vorstellungen helfen; sie hätten seinen Sinn nur noch zäher und härter gemacht. Aber nie in meinem Leben vergesse ich den Augenblick, als die Schüsse verhallt waren, und der Unterofficier, der die Execution kommandirt hatte, mit der Meldung zurückkam, der Befehl des Herrn Obersten sei vollzogen. Auch der Graf ist seit dem Augenblicke für sein ganzes Lebenlang ein anderer Mensch geworden. Doch ich will der Ordnung nach erzählen.

Die Truppen hatten während der Execution auf dem Platze gehalten.

Scitab, neben einem Dornstrauche, hatte die Tochter des einen der Erschossenen wie leblos am Boden gelegen. Sie war in einer tiefen Ohnmacht. Der Graf hatte sich nicht um sie bekümmert, und ohne den Befehl des Obersten durfte kein anderer aus dem Gliede treten.

Durch das Krachen der Schüsse war sie erwacht; als der Unterofficier meldete, flog sie empor.

„Mein Vater! mein Bruder!“ schrie sie.

Es schnitt uns Allen durch das Herz. Auch dem Grafen, auf einmal auch ihm.

Er hatte still, finster, in sich gekehrt, auf seinem Pferde gehalten. So hatte er auch die Meldung angehört; kein Zug in seinem Gesichte hatte sich verändert.

Als das Mädchen schrie, fuhr er plötzlich im Sattel in die Höhe. Er blickte nach dem Mädchen hin; er sah sie verwundert an, als wenn er sie vorher noch gar nicht gesehen hätte. Dann auf einmal wurde er bleich, und in seinem Gesichte zeigte sich die schrecklichste Angst. Er hatte vergessen, was geschehen war, es fiel ihm jetzt wieder ein; er hatte es wohl gar nicht einmal gewußt, er hatte ohne Sinne gehandelt, es wurde ihm jetzt, in diesem Augenblicke erst klar.

Das Mädchen wollte in die Schlucht stürzen, zu der Stelle hin, wo sie ihr den Vater, den Bruder erschossen hatten. Die Soldaten, die von daher ernst und still zurückkehrten, hielten sie auf. Nur einer, ein hoher Geßel, der auch wohl zu viel getrunken hatte, verhöhnzte sie im Vorbeimarschiren.

„Weine nicht, Püppchen, Du kannst jetzt Regiments-tochter werden. Hübsch genug bist Du dazu.“

Der Graf hatte die Worte gehört.

Er hatte aber auch schon seinem Pferde die Sporen in die Seiten gerannt, daß es wild voran schoß. In drei

Sägen war er bei dem Soldaten. Sein Säbel flog dem rohen Menschen um den Kopf; er wollte ihn niederhauen. Er faßte sich, ließ den Arm mit dem Säbel sinken, parirte sein Pferd, stieg herunter und ging zu dem Mädchen.

„Du bist meine Tochter!“ sagte er zu ihr.

Dann winkte er mich zu sich.

„Du sorgst für sie, John. Sie ist von heute mein Kind.“

Er sprach die Worte so eigen, so milde und doch so scharf, und doch wieder so klar und fest. Es war ihm wohl immer klarer in seinem Sinne geworden, und er sah ein, wie Vieles er wieder gut zu machen habe, und der Wille stand fest in ihm, Alles, was er konnte, wieder gut zu machen.

Er war ein anderer Mensch seit dem Augenblicke.

Am dem nämlichen Abende noch bat er den kommandirenden General um Urlaub. Er konnte es, unbeschadet seiner Ehre. Der Feldzug war zu Ende; wir waren nur noch in der Verfolgung der flüchtigen Feinde begriffen gewesen. Das Hauptquartier lag nicht weit von uns. Er hatte sein Gesuch mit einem reitenden Boten an den General geschickt. Nach einer Stunde kam der Bote mit der Antwort des Generals zurück. Der Urlaub war gewährt.

Um Mitternacht waren wir schon auf der Reise; er hatte von Niemandem Abschied genommen.

Er hatte kein Wort mehr gesprochen, als nur, was er sagen mußte, um die Anordnungen der Abreise zu treffen. Ich hatte diese getroffen, und als ich fertig war, ging ich in sein Zimmer, um es zu melden. Er saß auf einem Stuhle, das Gesicht in beide Hände gelegt; seine Oberstuniform hatte er mit bürgerlicher Kleidung vertauscht.

„Der Wagen wartet,“ sagte ich.

Er stand auf. Aber er stand gebückt und gebeugt da, und nie in meinem Leben habe ich ein gramvolleres Gesicht gesehen.

Ich mußte weinen, als ich ihn so sah.

Er nahm meine Hand.

„Ja, Sohn, es ist vorbei. Von dem heutigen Tage an bin ich nur noch ein verlorener Mensch.“

So mußte ich ihn hinausführen.

Draußen am Wagen blieb er stehen.

„Ist sie drinnen?“ fragte er.

„Ja, Herr Graf.“

„Dank Dir, Dank ihr. Sollte mir Gott doch noch seine Gnade schenken?“

Er stieg ein. Auch ich mußte mit einsteigen.

Im Wagen saß schon das Mädchen, die Tochter und Schwester der beiden Erschossenen.

Sie saß an seiner Seite und ich beiden gegenüber. So fuhren wir still und stumm in die Nacht hinein.

Ich hatte an dem Plage der Execution das weinende Kind zu mir genommen.

Sie war auch still in ihrem schweren Schmerze. Ihre Augen weinten nicht mehr; wie um so bitterlicher mochte ihr das Herz weinen.

„Hast Du noch eine Mutter?“ fragte ich sie.

„Nein,“ war ihre leise Antwort.

„Noch Geschwister?“

„Auch keine Geschwister mehr.“

„Du bist also jetzt allein in der Welt?“

„Der liebe Gott wird ja auch mich wohl bald zu sich nehmen.“

„Du sollst mit dem Herrn kommen; Du sollst seine Tochter sein, wie er Dir gesagt hat.“

„Und er hat mir meinen Vater genommen!“

„So kommst Du mit mir. Bei wem könntest Du hier bleiben?“ —

Sie konnte bei Niemandem bleiben; ich hatte mich erkundigt. Sie hatte nur noch entfernte Verwandte im Dorfe. Ihr Vater war ein armer Arbeiter gewesen. Das Dorf war durch den Krieg zerstört; nur Armuth, Elend, Sorgen herrschten da. Wer hätte sich des armen, fremden Kindes annehmen sollen?

Sie hatte keine Antwort auf meine Frage. In ihrem Unglücke waren ihr auch ihre Gedanken unklar.

Sie folgte mir, wohin ich sie führte; sie hatte auch keinen klaren Willen. Sie dachte nur an den Vater, den Bruder, die sie verloren hatte. So fuhr sie mit uns.

Am dritten Tage hatten wir ein Gut des Grafen erreicht. Wir blieben dort.

Der Graf hatte auf der ganzen Reise fast kein Wort gesprochen, mit ihr kein einziges. Er hatte, wie mit seinen Gedanken abwesend, still vor sich hingejessen. Daß es traurige Gedanken waren, das sah man ihm wohl an. Einige Male war da sein Blick auf das Kind an seiner Seite gefallen. Zuerst hatte er wie in Schreck aufgezuckt, er hatte die Augen schnell von ihr abwenden müssen. Nachher hatte er sie ansehen können. Es mußte ihm dann sonderbar im Herzen herumgegangen sein. Denn zuletzt war es, als wenn der Anblick der so still und so traurig neben ihm sitzenden armen, verlassenen Waise ihm Trost in das Herz giesse. Dann war wohl in ihm der edle Voratz fester und fester geworden, dem Kinde Beschützer zu sein sein Lebenlang, was er ihm und seinen Verwandten gethan, zehn, hundert, tausendfach wieder gut zu machen, und so sich wieder mit ihr zu versöhnen, mit sich selbst und mit dem ewigen, gerechten Gott im Himmel.

Das Kind hatte selten gewagt, nach ihm aufzublicken. Sah sie ihn, so erschrak auch sie; aber auch sie nur an-

fangs. Wie sie immer sein trauriges, stilles Gesicht sah, schien sie zuletzt sogar Mitleid mit ihm fühlen zu müssen; es kam mir manchmal vor, als wenn zu der Trauer über die Ihrigen eine neue Trauer in ihrem Herzen hinzutrete.

So kamen wir auf dem Gute an.

Die alte brave Margarethe war dort. Sie war schon die Amme der früh verstorbenen Mutter des Grafen gewesen. Ihr wurde das Kind übergeben.

„Sorge für sie, wie für mein Kind,“ war das erste, was der Graf zu ihr sagte, als wir ankamen.

Dann verschloß er sich in sein Zimmer, und er sah und sprach keinen Menschen.

Am zweiten Tage überfiel ihn seine schwere Krankheit, an der er seitdem regelmäßig einige Mal des Jahres leidet. Er duldet sie mit christlicher Ergebung, sieht sie, heute noch, wie das erstemal, als eine Strafe an, die der Himmel ihm geschickt habe. Sie ist, wie die Aerzte erklären, eine Folge des Schusses, den er in den Kopf erhalten hatte. Jenes andere Ereigniß werde freilich mitgewirkt haben.

Erst nach acht Tagen war er wieder hergestellt, war ihm die klare Besinnung zurückgekehrt. Er war still, wie vorher, aber er war milder geworden.

„Wie geht es dem Kinde?“ war seine erste Frage.

„Sie ist ruhig.“

„Wie ist ihr Name?“

„Sie heißt Marie.“

„Hat sie ein braves Herz?“

„Sie ist brav und sanft wie ein Engel.“

„Wie ein leidender Engel?“

Er fragte es halb, er sagte es halb für sich.

„Wird sie mich sehen wollen?“ fragte er dann, und ich sah, wie ihn eine innere Unruhe ergriff, während er meine Antwort erwartete.

„Ich hoffe es,“ antwortete ich.

„Du hoffst es? Sprach sie von mir?“

„Ich sagte ihr, daß Sie krank seien; sie solle für Ihre Genesung beten. Die Gebete frommer Kinder erhöere der liebe Gott, und Sie seien ein so guter und braver Herr.“

„Und sie? das Kind?“ fragte er.

„Sie ging in ihr Stübchen allein, und da hat sie gewiß für Sie gebetet.“

„Für den, der ihr Alles genommen hat?“ —

„Ich sagte ihr auch noch, wenn Einer bete für den, der ihm Uebles zugefügt, ein solches Gebet sei dem lieben Gott das wohlgefälligste.“

„Hole sie her, aber nur, wenn sie gutwillig mit Dir gehen will.“

Ich ging zu dem Kinde.

„Der Herr Graf wünscht Dich zu sprechen, Marie.“

Sie erschrak doch heftig.

„Er wünscht es sehr. Es wird ihm wohl thun nach seiner schweren Krankheit, selbst zu sehen, daß es Dir hier gut geht.“

Sie konnte sich noch nicht fassen.

„Aber er will Dir keinen Zwang anthun, ich soll Dich nur zu ihm bringen, wenn Du gutwillig mit mir gehen wollest. Er sagte es ausdrücklich.“

Da standen ihr schon die Thränen in den Augen.

„Ich will ja mit Ihnen gehen!“ rief sie.

„Du mußt aber freundlich gegen den armen Herrn sein.“

„Ja, ja!“ konnte sie vor Schluchzen kaum sagen.

„Aber da darfst Du nicht weinen.“

Sie hatte die Thränen schon getrocknet, sie folgte mir und schritt muthig neben mir her. Aber als wir in das Zimmer des Grafen kamen, zitterte sie so heftig, daß ich sie halten mußte.

Der Graf kam ihr entgegen. Er küßte sie auf die Stirn.

„Sohn hat mir Gutes von Dir gesagt,“ sprach er. „Bleibe brav, und Gott wird Dich nicht verlassen, und es wird Dir immer gut gehen im Leben.“

Mehr konnte er nicht sprechen, so bewegt war er.

Dem Kinde standen schon wieder die hellen Thränen in den Augen; sie konnte kein Wort hervorbringen.

Der Graf winkte mir, sie fortzuführen.

„Siehst Du, wie gut er ist,“ sagte ich draußen zu ihr.

„Und er ist blaß und so krank,“ sagte sie.

Sie hatte nur Gedanken für seine Krankheit.

Und so auch an dem andern und an den folgenden Tagen.

„Wie geht es dem Herrn?“ war am nächsten Morgen ihre erste Frage. „Wird das Kind wieder zu mir kommen?“ war die seinige.

Ich mußte sie wieder zu ihm führen. Sie ging gern mit mir. Er sah wohler aus. Man sah, wie es ihr Freude machte. Er konnte ruhig zu ihr sprechen. Sie hatte Aufmerksamkeit für die schönen und fremden Sachen, die sie bei ihm sah. Er erklärte sie ihr. Sie hatte noch mehr Aufmerksamkeit für seine Erklärungen.

„Hast Du Lust zum Lernen?“ fragte er sie.

„Ich lerne gern,“ antwortete sie.

„Was hast Du schon gelernt?“ —

Es war wenig. Lesen, Schreiben, etwas Rechnen, das hatte der Schullehrer ihres Dorfes ihr beigebracht. Etwas von Religion hatte der Pfarrer hinzugefügt. Sie war

katholisch und nach der Sitte der Katholiken ihrer Gegend schon mit zwölf Jahren eingesegnet.

Damals war sie zwölf und ein halbes Jahr alt.

Sie blieb über eine halbe Stunde bei dem Grafen.

Ein paarmal hatte sie plötzlich aufgezuckt, als wenn ihr auf einmal ein sonderbarer Gedanke gekommen sei. Aber er hatte wohl nicht recht an sie herankommen können. Es war gleich wieder vorbei.

So ging es noch drei, vier Tage. Sie blieb immer länger bei ihm; er schien sich schon an sie gewöhnt zu haben und sie war weniger fremd, sie war manchmal gar vertraulich gegen ihn geworden.

Als ich sie dann aber wieder zu ihm führen wollte, fand ich sie in den bittersten Thränen, in der heftigsten Aufregung.

„Ich kann nicht mehr zu ihm gehen!“ rief sie. „Ich darf es nicht. Er hat mir den Vater, den Bruder getödtet. Ich muß fort von hier. Ich bin ein schlechtes Kind, daß ich noch hier bin. Ich will in mein Dorf zurück, bei fremden Leuten dienen.“

„Er ist so brav. Er will Alles an Dir wieder gut machen,“ wollte ich sie beruhigen.

Sich goß nur Del in das Feuer.

„Mit seinem Reichthum, mit seinem Gelde!“ rief

sie. „Blut mit Geld! Ihr Blut! Ich will fort, ich muß fort.“

„Du wirfst ihn wieder krank, wieder elend machen!“

Es half nichts. Seine Krankheit, seine Güte gegen sie hatten ein paar Tage lang den Gedanken, daß er der Mörder ihres Vaters, ihres Bruders sei, in ihr zurückdrängen können. Geblieben war er ihr immer, und wie er da war, brach er auch wieder hervor; er wollte sein schreckliches Recht haben.

Ich beruhigte sie zuletzt für den Augenblick.

Bei dem Grafen gelang mir auch das nicht. Als ich ohne das Kind kam, als ich ihm den Grund mittheilen mußte, versiel er wieder in eine Unruhe, in eine Angst, daß ich einen sofortigen Rückfall seiner Krankheit befürchtete.

Das führte denn aber auch noch denselben Tag das gute Kind wieder zu ihm. Ich war zu ihr zurückgekehrt.

„Marie, Du willst morgen in Dein Dorf zurück?“

„Ich muß. Ich kann nicht hier bleiben.“

„Auch nicht, wenn Du den braven Herrn dadurch tödtest?“

Sie wurde leichenblaß. Ich mußte ihr erzählen.

„Du bist eine Christin,“ sagte ich dann, „und Du willst Böses mit Bösem vergelten?“

Sch hatte nur die paar Worte zu sprechen brauchen.

„Sch gehe zu ihm,“ rief sie, „wenn er mich noch wieder sehen will.“

Welch ein braves, edles Herz hatte sie.

Sch führte sie wieder zu ihm.

Sie hatte Alles vergessen. Sie sah nur noch den kranken Mann, der ihr Wohlthäter geworden war, der sie liebte, von dem auch sie ihr Herz nicht mehr abwenden konnte.

Und er. — ? Sch hätte weinen mögen, als ich die Freude und die Rührung seines Herzens sah. —

Und so blieben sie, jeder mit sich, beide mit einander. Er konnte nicht mehr ohne sie sein; sie hatte nur Verlangen nach ihm. Er war unruhig; Traurigkeit, die finstersten Gedanken kamen über ihn, wenn er allein war, wenn sie ihm einmal fehlte. So wie er sie sah, war Alles vorbei. Sie war sein Engel geworden. Und sie kannte kein anderes Glück mehr, als sein Engel zu sein; sie war nur glücklich und zufrieden, wenn sie ihn glücklich und zufrieden sah. Aber dazwischen kamen jene traurigen Zeiten wieder, in denen sie in ihm nur den Mörder, den Henker ihres Vaters und ihres Bruders sah. Dann war sie unglücklich. Sie konnte ihn nicht sehen, sie verdamnte ihn, sie verfluchte sich. Und dann kam über ihn sein tiefes Weh, seine schwere Krankheit. Aber leben konnten

sie doch nicht ohne einander, und am zweiten, oder schon am nächsten Tage mußten sie sich wieder zusammenfinden.

Das hat lange so gedauert.

Er konnte sie nicht einmal von sich lassen, um sie einer Erziehungsanstalt zu ihrer Ausbildung zu übergeben. Erzieherinnen und Lehrer mußten zum Schlosse kommen. Er selbst half, sie zu unterrichten. An dem Kinde hing sein ganzes Herz.

Ich hatte mich in den ersten Jahren nur darüber gefreut. Sie wird ihn heilen, dachte ich. Er wird wieder werden, wie er früher war, der tapferste Soldat, der feinste Cavalier. An Anderes hatte ich nicht gedacht. Sie war ein Kind von zwölf Jahren, sie war ein Kind, als sie vierzehn Jahre alt wurde. Er war ein Mann von dreißig, von zweiunddreißig Jahren. Er war der vornehme, der reiche Graf, der eine Prinzessin hätte heirathen können; sie war das arme Kind eines Tagelöhners, eines erschossenen Insurgenten.

Aber sie blieb nicht immer ein Kind, und sie wurde schön, eine der schönsten Jungfrauen, die man sehen konnte, und ihr Herz war immer braver, weiser und sanfter geworden. Da erst wurde er in seinem eigenen Herzen gewahr, daß und warum er nimmer von ihr lassen könne. Und auch sie sah es jetzt, und daß ihr

Herz an dem seinigen hing, wie das seine an dem ihrigen.

Und wie sie das sah, da kam der Gedanke an ihren Vater und an ihren Bruder um so öfter und um so gewaltiger über sie und damit der bitterste Vorwurf, daß sie den Mörder in ihr Herz geschlossen habe und ihn nicht herausreißen könne. Sie wurde unglücklich, wie nur ein Mensch es werden kann.

Das sah er wieder, und auch warum, und sie waren Beide die unglücklichsten Menschen.

Und doch konnten sie nicht von einander lassen.

Ihm war und blieb sie sein einziger Engel.

Sie mußte es ihm bleiben.

Sie mußte es sich ganz bleiben. Nichts in der Welt, als nur sie selbst, durfte für sie da sein.

So kamen sie hierher, in diese Einsamkeit, in diese Wildniß, wo Niemand sie kannte, wo sie Niemanden sahen. Nur die alte Margarethe und die drei ältesten und treuesten Diener durften sie begleiten.

Es ist hier Alles geblieben, wie es war. Sie liebten einander nur mit jedem Tage noch herzlicher, wie ein edles aber unglückliches Brautpaar, die das Unglück immer inniger mit einander verbindet.

Recht unglücklich waren sie, und sie haben es bleiben müssen bis zu dieser unglücklichen Stunde. Sie konnte

seine Hand nicht annehmen; er durfte nicht wagen, sie ihr anzubieten.

Doch, einmal hatte er es gewagt, nur das eine Mal, nie wieder. Sie war wie eine Leiche vor ihm hingefunken; er hatte in Todesangst neben ihr gekniet. Er hatte mit allen Worten, die er in seiner Angst finden konnte, sie angefleht, ihm zu verzeihen, ihr geschworen, daß er sie nie wieder in gleicher Weise betrüben und ängstigen wolle. Und sie hatte in ihrer himmlischen Güte und Liebe eines Engels nur Trostesworte für ihn gehabt; ihr Herz gehöre ja nur ihm, nur ganz und gar ihm, und es werde ja auch die Zeit kommen, daß sie die traurigen Gedanken verbannen könne, die jetzt noch zwischen sie und ihm treten wollten. Dann werde sie selbst es ihm sagen.

Aber die Zeit ist nicht gekommen.

Das arme Kind siechte und welkte dahin. Und der arme Graf wurde mehr und mehr von seiner schweren Krankheit heimgesucht.

In seinem Herzen hatte er dennoch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Darum wohl nur für sie hat er das schöne Schloß hier nebenan gebaut.

Ein Mal war sie auch wieder aufgeblüht. Ich fing schon an, im Stillen zu frohlocken. Ich dachte, es könne doch noch Alles gut werden.

Da kam das rechte Unglück hierher, der Satan in der Gestalt eines schleichenden, heimtückischen, heuchlerischen Weibes, der hinterlistige Mord. — O, Herr, das, was nun folgte, den Wahnsinn, die Engelsgüte, den Haß, die Liebe, den Jammer, das Elend, das kann ich Ihnen nicht erzählen, das werde ich alter Mann nicht verwinden, daran gehen wir Alle hier zu Grunde. — —“

Der alte Diener konnte nicht weiter erzählen. Ich hatte nicht das Herz, ihn weiter zu fragen.

Um uns her war es ruhig geblieben. Kein einziges Geräusch hatte die Stille unterbrochen. Es blieb auch noch so. Dem alten Diener schien es zu beunruhigen.

Der Graf wollte mir in kurzer Zeit folgen; ich sollte hier auf ihn warten.

Endlich kam er. Eine große, sehr imponirende Gestalt. Das tiefe blasse Gesicht voll Adel, aber auch voll Schmerz. So war auch seine Haltung. Alles an ihm zeigte den vornehmen Edelmann, den tapferen Officier, aber auch den armen Mann, der in dem Innersten seines Herzens zerrissen war. Eine Spur von Irrsinn war nicht an ihm wahrzunehmen, weder von augenblicklichem, noch von früherem. Er trat gebeugt in das Zimmer; er schien mir im ersten Augenblicke noch etwas verstört auszu sehen, wie noch unter dem unmittelbaren

Eindrücke irgend eines schweren Ereignisses, wie einer furchtbaren That, wollte plötzlich der Gedanke in mir aufsteigen. Aber gleich darauf hatte er sich gefaßt. Er konnte seine Gestalt erheben. So schritt er langsam, gemessen auf mich zu. Etwas Besonderes glaubte ich doch noch in seinen Augen zu lesen, etwas, wie einen seltsamen, wilden Entschluß.

Im Gehen hatte er einen schnellen, mißtrauischen Blick auf mich geworfen. So redete er mich auch an.

„Sie suchen hier ein Verbrechen, mein Herr?“

„Ich würde mich freuen,“ erwiderte ich ihm, „wenn mein Suchen mich überzeugte, daß ich keine Veranlassung gehabt hätte.“

„Sie suchen also!“

„Mein Amt befiehlt es mir.“

„Und wenn Sie jene Ueberzeugung nicht gewinnen?“

„So würde ich weiter verfahren müssen, wie das Gesetz und meine Pflicht es mir vorschreiben.“

„Das heißt?“

„Das Einzelne müßten die gefundenen Thatumstände ergeben.“

„Sie suchen Gift?“

„Bis jetzt suche ich nach gar nichts Besonderem.“

„Aber wenn Sie nach einer Vergiftung suchen müßten? Wie würden Sie verfahren?“

„Der Ausspruch der Aerzte müßte entscheiden.“

„Ah! — Müssen Sie sofort, jetzt auf der Stelle einschreiten?“

„Ich ehre die letzte Ruhe der Sterbenden, den ersten Schmerz der Ueberlebenden.“

Er hatte mir noch mehr zu sagen und sann darüber nach, wohl über die Worte, in die er es einzufleiden habe.

Er wurde darin unterbrochen.

Die Thür des Krankenzimmers wurde geöffnet, mit einer gewissen Eile, aber ohne alles Geräusch. Eine sehr alte Frau erschien darin.

Der Graf hatte sich schnell nach ihr umgewandt; sie warf ihm stumm einen schmerzlichen Blick zu.

„Sie stirbt?“ rief er mit zurückgehaltener Stimme.

„Ich soll Sie zu ihr bitten,“ flüsterte leise die Frau; „ich fürchte, ihr letzter Augenblick ist gekommen.“

Sie trat in das Krankenzimmer zurück, der Graf flog förmlich voraus.

„Verzeihen Sie, mein Herr!“ rief er mir noch zu.

Er hatte in seiner Eile die Thür hinter sich offen gelassen. Auch die alte Frau, die alte Margarethe, hatte wohl Anderes zu denken und zu thun, als sie zu verlassen.

So wurde ich unwillkürlich Zeuge einer erschüt-

ternden Scene. Ich wollte die Thür zumachen, doch wagte ich nicht, die Ruhe der Todten zu stören. Ich wollte mich entfernen, ich konnte es nicht, ich war festgebannet, als ich die heiligsten Worte der Liebe und des Schmerzes vernahm.

Das Bett der Kranken war der offenen Thür zugewandt. Sie selbst konnte ich nicht sehen, der Graf stand vor dem Bette. Er war leise, auf den Zehen hingeeilt und stand am Kopfsende. Neben ihm, zu den Füßen, stand die alte Frau.

Er hatte sich über die Kranke gebeugt.

In dem Zimmer herrschte die tiefste Stille, eine Stille des nahen Todes.

Ich vernahm das leiseste Wort, das gesprochen wurde.

„Die Erlösung naht,“ sprach die Kranke, mit einer schwachen, aber dennoch klaren und außerordentlich sanften Stimme. „Ich muß in Deinen Armen sterben, in den Armen meines edlen Wohlthäters. Du hast es mir versprochen.“

Der Graf schluchzte einen Augenblick laut auf. Dann hatte er die Gewalt über sich, das Schluchzen zu unterdrücken.

Er kniete an dem Bette nieder. Ich sah, wie er ihre beiden Hände gefaßt hielt.

„Marie, mein Engel, meine Geliebte!“

Der Schmerz überwältigte ihn doch wieder. Er konnte nicht weiter sprechen.

Sie hatte auch in ihren letzten Augenblicken die Kraft, Trostesworte an ihn zu richten.

„Fasse Dich, mein Rudolph. Ich sollte in Ruhe sterben, war Dein Versprechen. In Ruhe in Deinen Armen, an Deinem Herzen. Dafür hast Du mir alle jene Bitten bewilligt. Erfülle auch jetzt meine allerletzte. Sage mir, daß Du an eine Wiedervereinigung mit mir glaubst, in jenem Leben der Seligen.“

Er hatte sich gefaßt.

„Dann, Du edler Mann, werden wir uns dort wiedersehen. Und ich werde versöhnte Geister Dir entgegenführen, in Liebe, in Glück. — Ha, sie kommen schon; ich sehe sie. Sie lächeln mir zu, sie segnen mich, daß ich Dir schon hier ihre Versöhnung, ihren Frieden gebracht habe. Sie sind da: — Ich sterbe, Rudolph.“

Sie sprach auch die letzten Worte sanft, ruhig, mit der Ruhe der Seligen.

„Marie, meine Marie!“ rief er.

Aber er unterdrückte den Schmerzensschrei.

Er hatte sich wieder erhoben; er beugte sich wieder über sie und legte ihren Kopf in seinen Arm.

Ich sah ein bildschönes, sterbendes Engelsgesicht. Ich glaubte zu sehen, wie ihre brechenden Augen noch ihm zulächelten.

Seine beiden Hände hatten wieder die ihrigen gefaßt; weiß und abgemagert waren sie.

Sie sprach noch einmal.

„Lebe wohl, Rudolph. Segne mein Andenken.“

„Segne mich, Du Engel!“ rief er.

Sie konnte nicht mehr antworten.

Ihre Hände umklammerten krampfhaft die seinigen. Es war ihr Todeskampf. Ein einziger tiefer Seufzer noch — die edle Seele war erlöst.

Die alte Frau war betend am Bette niedergesunken und verharrte in ihrem Gebete.

Der Graf hielt stumm und unbeweglich die Leiche in seinen Armen. Die todten Hände hatten die seinigen noch immer umfaßt.

Erst nach langer Zeit machte er sich sanft von ihnen los. Dann drückte er einen Kuß auf das Gesicht der Entseelten und legte ihr Haupt aus seinem Arme in die Kissen zurück.

Seine Bewegungen waren still, ruhig, wie an einem heiligen Orte.

Wie heilig ist die Stätte des Todes eines edlen Menschen!

Nach einer Weile richtete er sich auf. Sein Blick ruhte noch immer auf dem Antlitz der Todten.

„Nie hat ein edleres und unglücklicheres Herz gelebt!“ sagte er. „Und ich —?“

Er richtete sich höher auf.

Er sah die betende alte Frau an seiner Seite.

„Margarethe,“ sagte er gütig zu ihr, „steh auf und bringe den Andern die Todesbotschaft. Aber Niemand soll hier her kommen, hörst Du?“

Die alte Frau verließ das Zimmer.

Er sah ihr still nach.

Dann wandte er sich zu der offenen Thür, an der ich stand. Er kam auf die Thür zu.

Sein Gesicht war leichenblaß, aber ruhig. Nur in seinen trockenen Augen glaubte ich wieder jenes seltsame, wilde Etwas zu finden. Er wandte sich an mich, mit der vollen Ruhe, die sein Gesicht ausdrückte.

„Mein Herr, wären Sie so gütig, noch wenige Minuten hier zu verziehen?“

Ich verbeugte mich zustimmend.

Er kehrte in das Krankenzimmer zurück und verschloß die Thür hinter sich.

Ich ging leise auf und ab. Eine Menge von Ge-

danken stürmten auf mich ein. Ich suchte sie zu ordnen. Was sollte jetzt zunächst weiter werden? Welche Schritte hatte ich dabei zu thun? Dem verübten Verbrechen, dem Morde, mußte näher nachgegangen werden. Welche Störungen brachte ich dadurch in das Haus des Todes! Der Graf selbst mußte vernommen werden. Die Besichtigung, die Obduction der Leiche wurde nothwendig. Die arme Todte sollte auch im Tode keine Ruhe mehr haben! Und der Graf nicht mit jenen unglücklichen Anfällen von Zerrinn! Es überließ mich heiß und kalt, wie ich das Alles überdachte. Aber ich war Criminalrichter. Ich mußte meiner Pflicht genügen. Dem Rechte mußte sein Recht werden.

Eine Viertelstunde schon war beinahe seit der Rückkehr des Grafen in das Sterbezimmer verfloßen. Ich hatte nur wenige Minuten verziehen sollen. Ich horchte nach dem Zimmer hin. Es war still darin, als wenn nur der Tod da sei. So war es rund um mich her.

Ich hatte auch vorher nichts vernommen. Das Knarren der Thür, als der Graf sie hinter sich verschloß, war der letzte Laut gewesen, der außer meinen eigenen Bewegungen, mein Ohr berührt hatte. Nur einmal, bald nach jenem Verschließen der Thür, hatte

ich gemeint, jenseits derselben, in dem Krankenzimmer, ein Geräusch zu vernehmen. Es schien mir von dem Sterbebette zu sein, als wenn dort etwas gehoben, etwas aufgehoben werde. Aber es war zu undeutlich und unbestimmt, als daß ich es näher unterscheiden konnte. Wer wird die Ruhe der Todten stören? dachte ich auch und ich achtete nicht weiter darauf.

Seitdem hatte ich nichts wieder vernommen.

Auf einmal schlugen laute, hastige verworrene Töne an mein Ohr; ein heller Schrei, es schien der Angstschrei einer Frau zu sein; ein Rufen anderer Stimmen, ein Aufreißen und Zuwerfen von Thüren; ein Durcheinanderrennen mehrerer Menschen. Alles war im Hause, aber in weiterer Entfernung; in meiner näheren Nähe blieb es ruhig; in dem Krankenzimmer regte sich nichts. Während ich hinhorchte, wiederholte sich der Angstschrei der weiblichen Stimme; er war schon entfernter; Männerstimmen riefen wieder dazwischen. Auch draußen glaubte ich Stimmen durch einander rufen zu hören! Verstehen konnte ich nichts.

Es war etwas Ungewöhnliches vorgefallen; es geschah noch. Es mußte etwas Entsetzliches sein.

Hatte den unglücklichen Grafen, trotz jener Ruhe, mit der er zu mir gesprochen, trotz der erhabenen Kraft

und Milde, mit der er von der Sterbenden den letzten Abschied genommen, hatte ihn dennoch auf einmal wieder eine jener traurigen, wilden Katastrophen seiner Krankheit ergriffen, die ihm den Namen „der tolle Graf“ zugezogen hatte? Und was hatte er in diesem schrecklichen Zustande unternommen? In welcher That des Schreckens und Entsetzens war er noch jetzt begriffen? Ich hatte zweimal den weiblichen Angstschrei gehört. Seine Michte hatte mit ihrem Leben das Verbrechen an der armen Todten büßen sollen. So war wochenlang der Entschluß seines früheren Wahns gewesen. Hatte er in neu ausgebrochenem Wahnsinne den Entschluß jetzt ausgeführt? Er hatte es der Todten anders gelobt. Aber was sind dem Wahnsinnigen Gelöbniße?

Zu mir kam Niemand. Man hatte in dem allgemeinen Entsetzen mich vergessen. Ich mußte selbst mir Kunde verschaffen von dem, was sich ereignete. Am nächsten erhielt ich sie in dem Sterbezimmer. Ich öffnete dessen Thür und trat hinein.

Es herrschte Halbdunkel darin, wie vorher. Aber ich sah darin den Grafen nicht. Ich trat näher zu dem Sterbebette. Da war auch das Bett leer. Die

Todte war nicht darin. Sie war auch nicht in dem Zimmer. Das Zimmer war leer, ich war das einzige lebende Wesen darin.

Es wollte mir fast unheimlich werden in der Einsamkeit des Todesgemaches.

Wo war die Todte? Wo war der Graf? War er mit der Leiche fort? Wohin? Er war früher, während der alte John mit mir sprach, längere Zeit, ungewöhnlich lange abwesend gewesen. Was hatte er unterdeß unternommen? Was vorbereitet?

Ich mußte mir weitere Kunde verschaffen. Aber wie, von wem? In dem großen, weitläufigen, mittelalterlichen Gebäude, in dem ich nicht Weg und Steg kannte, in dem die wenigen Personen, die darin hausten, sich entfernt, mich allein gelassen, gar mich vergessen hatten?

Ich konnte aus dem Sterbezimmer nur auf einem Wege hinaus gelangen, durch die Thür, durch die ich hineingetreten war. Nach keiner anderen Seite hin wußte ich Bescheid.

Ich kehrte in das Zimmer zurück, in dem ich vorhin gewesen war.

Entsetzen ergriff mich, als ich hineintrat.

Ein heller Feuerschein drang mir blendend entgegen. Er drang durch die Fenster des Zimmers.

Ich flog an die Fenster.

Das Feuer war fast unmittelbar vor mir, keine zwanzig Schritte weit. Das neue Schloß brannte, der große, ungeheure Prachtbau, der vor wenigen Wochen erst ganz vollendet war.

Ich konnte mich im ersten Augenblicke nicht fassen.

Da vernahm ich Schritte hinter mir. Sie waren aus dem Sterbegemache gekommen.

Der alte Diener John stand neben mir, den Schreck des Todes in dem geisterbleichen Gesichte.

„Retten Sie sich!“ rief er. „Eilen Sie, folgen Sie mir.“

„Was ist geschehen, John?“

„Sie sehen, das neue Schloß brennt. Auch das alte wird niederbrennen. Hier bleibt kein Stein auf dem andern.“

„Aber wer hat das gethan? Wie war es möglich?“

„Draußen, draußen, Herr! Retten wir uns nur. —“

Er ergriff meine Hand und zog mich aus dem Zimmer, in den Corridor, durch den wir vorhin gekommen

waren, die Treppe hinunter, unten durch eine kleine Thür, die ich früher nicht gesehen hatte.

Wir waren im Freien.

Aber wir waren dem furchtbarsten, entsetzlichsten Schauspiel gegenüber.

Vor uns lag, in seiner ganzen Höhe und Breite, das neue Schloß. Es stand in seiner ganzen Höhe und Breite im Feuer.

Die massiven Mauern standen dunkel da. Aber in ihrem Innern wütheten die Flammen. Fenster an Fenster war hell und klar erleuchtet, in der ganzen majestätischen Breite des Gebäudes, in drei hohen Reihen über einander. Es war ein wunderbar schrecklicher, graufiger, großartiger Anblick. Die großen glänzenden Spiegelscheiben waren zersprungen. Die Flammen knisterten und prasselten wild im Innern. Wild, und doch so leise, so still. Todtenstille herrschte umher. Es standen viele Menschen auf dem Plage; schon aus dem Dorfe mußten sie herbeigeeilt sein. Aber sie standen Alle stumm vor Entsetzen, gelähmt vom Schreck.

An eine Rettung war ohnehin nicht zu denken.

„Sohn, um des Himmelswillen, wer war das?“

Der alte Diener wagte nicht, mir zu antworten.

„John, wo ist der Graf?“

„Dort,“ antwortete er leise, nach dem brennenden Schlosse zeigend.

„Und die Todte?“

„Mit ihm.“

„Sie haben ihn mit ihr gesehen?“

„Nein. Aber ich hatte ihn gesucht, in dem Sterbezimmer. Ich hatte ihn nicht gefunden. Mit ihm war die Leiche fort. Ein schrecklicher Gedanke ergriff mich. Das neue Schloß hatte ihr Wohnsitz, dort hatte ihr Brautgemach sein sollen. Ich eilte zu der Thür, die es mit dem alten Schlosse verbindet. Die Thür war verschlossen. Es wurde mir fast wirr vor Angst. Ich überbrachte die Schreckensnachricht den Andern. Da sah die alte Margarethe den ersten Feuerschein. Sie schrie auf. Ich eilte nochmals zu jener Thür zurück; ich wollte sie sprengen. Es war vergeblich. Es war mir auf einmal Alles klar. Ich drängte die Andern, sich zu retten, ich holte Sie.“ —

• Auch mir war Alles klar.

Darum jene lange Abwesenheit des Grafen. Er hatte das Feuer vorbereitet und brauchte, wenn der

Tod nachher eingetreten war, es nur anzuzünden, um sofort das ganze Gebäude von allen Seiten in Brand zu setzen.

„Er muß es schon seit Tagen vorbereitet haben,“ sagte der alte Diener.

„Also mit klarem Bewußtsein?“

„Mit klarem, hellem Bewußtsein. Er konnte nicht leben ohne sie. Er wollte mit ihr sterben, im Brautgemache!“ —

Aber war es nicht doch die That eines Wahnsinnigen, des tollen Grafen? —

Die Flammen waren wilder und lauter geworden und schlugen zu den Fenstern über die Gesimse hinaus.

Sie hatten das Dach des Gebäudes, die Rinne erreicht und wirbelten in hohen Säulen zwischen den hohen Statuen, die dort standen.

Da bewegte sich etwas zwischen den Statuen, zwischen den Feuersäulen.

Es waren menschliche Gestalten.

Aber nur die eine bewegte sich — die hohe Gestalt des Grafen.

In seinen Armen hielt er die todte Geliebte.

Er stand hoch und fest aufgerichtet. Er hatte sie fest an sein Herz gedrückt.

Die Flammen umkreisten sie Beide, hüllten sie ein, ließen sie wieder los.

Der Graf stand fest, unbeweglich mit der theuren Leiche.

Noch einmal umkreiste die wilde Flamme sie. Die steinernen Statuen umher wankten.

Der Graf stand fest, in den Armen, an dem Herzen die Todte.

Die Bänne wankte — sie krachte — sie war eingestürzt.

Man sah die Statuen nicht mehr, man sah den Grafen nicht mehr, nicht mehr die Todte. In dem wilden Feuer war Alles verschwunden. — Auch das Leben, das Leid.

Nur die Liebe lebt über den Tod hinaus, und der Friede.

Er hatte ihr den Vater, den Bruder getödtet. Darum konnten sie im Leben einander nicht angehören.

Drüben, sie hatte es ihm ja in ihrem letzten Augenblicke gesagt, drüben brachte die Liebe ihnen Allen die Versöhnung, den Frieden dar. —

Der Criminalrichter hat noch Eins hinzuzufügen. Mit der Leiche der Vergifteten war vom Feuer auch das Gift in ihrem Körper verzehrt. Es war also kein objectiver Thatbestand eines verübten Verbrechens mehr festzustellen. Da war auch keine Untersuchung mehr einzuleiten.

